

Nr. 249. Bromberg, den 3. November 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(28. Fortsetzung.)

Sie machte sich nun bittere Vorwürfe darüber, daß sie ihn ziehen gelassen habe. Mit aller Heftigkeit einsamer Leidenschaftlichkeit hatte sie Charles Turold seit jeher geliebt, und dies Gefühl mit der instinktiven Angst vor nahendem Unheil hatte ihr die Kraft gegeben, ihm zu entsagen. Jetzt aber, da er ihr auf unbestimmte Zeit entrückt, verloren war, drängte es sie, zu ihm zu gelangen, einerlei um welchen Preis.

Sie lauschte angestrengt. Nirgend ein Laut. Im Hause überall tiefste Stille. Da tastete sie im Dunkeln nach ihrem Hut, und in tapferem Niederringen all ihrer nervösen Stimmungen stahl sie sich schnell aus dem Zimmer auf die Straße hinaus.

Niemand war da, ihre Flucht zu hindern. Die Straßen schienen leer. Ohne den Kopf zu wenden, lief sie, bis sie in eine Nebengasse gelangte. Wie ein Rausch kam es über sie, da sie sich selbst so plötzlich befreit hatte, doch diese Stimmung wich, als sie ihre gegenwärtige Lage überdachte. Sie hatte das Haus ohne ihre wenigen Habseligkeiten verlassen, aber auch, was weit schlimmer war, ohne ihr Geld, das sie in verschlossener Handtasche im Schrank ihres Zimmers aufbewahrte.

Sie hatte keinen Penny bei sich und wagte nicht umzukehren. Doch war dies nicht der Augenblick, der Härte ihrer Lage nachzugrübeln. Nahende Schritte ließen in ihr aufs neue die wilde Angst vor Gefangennahme erstehen. Sie wanderte.

Es war jetzt Mitternacht, und immer noch schritt sie durch das schlafende London. Die Nacht wurde zur Ewigkeit, verging unerträglich langsam und doch wieder unglaublich schnell. Sie war stundenlang gegangen, und doch fühlte sie keine Müdigkeit. Ihr war, als bewege sie sich ohne eigenes Dazutun durch die Straßen. Gegen den Morgen zu trug es sie ohne jedes physische Empfinden vorwärts, als sei sie in Wahrheit eines jener entkörperten Gespenster der Frau Johns.

Im Dämmerlicht erwachte London zum Leben. Mit einer Eile, die wie ein Wunder wirkte. Sie aber merkte es nicht. Menschen, die ihr begegneten, schienen ihr nicht mehr als wesenlose Schatten. Einen Augenblick lang ward sie sich ihres Körpers bewußt, der, gleichsam beschädigt, ihr zurückgegeben schien. Er schmerzte durch und durch. Im Kopfe summte ihr ein dumpfer Laut und sie konnte kaum mehr auf den Beinen stehen. Ihr war, als müsse sie sich ausstrecken, — auf der Straße, irgendwo. Und böser Durst quälte sie. Doch sie wanderte weiter.

Sie befand sich plötzlich an einem jener kleinen Staugewässer, welche für Fremde in London alle Seligkeit bedeuten. Ein grün umsäumter Platz mit Bäumen und Springbrunnen und einem Wanderkünstler, der mit Farbstiften bunte Bilder malte.

Sisily betrat den leeren Platz, um ein wenig zu ruhen. Als sie auf einem der hölzernen Stühle saß, kam der ganze Jammer ihrer Lage ihr voll zum Bewußtsein und sie fragte sich angstvoll, was sie nun beginnen solle. Sie hatte keine Unterkunft, kein Geld, um eine solche, um Nahrung zu erstehen, — nichts auf der Welt, was ihr gehörte, außer den Kleidern, die sie trug. Als sie ihr Taschentuch herauszog, um ihre Kleider zu entstauben, fiel ein Endchen Pappendeckel zu ihren Füßen nieder. Sie bückte sich und hob es auf. Es war die Rückfahrthälfte der Fahrkarte, die sie in Cornwall gelöst hatte.

Was sie ihr nun bedeutete, wußte sie im gleichen Augenblick. Mit ihr wollte sie nach Cornwall zurück, zu Thalassa. Thalassa würde ihr helfen, würde sie schützen.

Der eherne Zeiger einer nahen Kirchenuhr wies halb neun. Sie wußte, daß der Morgenexpreß nach Cornwall kurz nach zehn Uhr abging. Von neuer Hoffnung beschwingt, bat sie einen Droschkenkutscher, ihr den Weg nach dem Bahnhof anzugeben. Sie erreichte eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges richtig Paddington Station, bestieg ein Abteil dritter Klasse, drückte sich in einen Ecksitz und konnte den Abgang des Zuges kaum erwarten. Langsam vergingen die Minuten. Passagiere stiegen ein. Endlich glitt der Zug aus dem Bahnhof und fauchte bald in höchster Eile durch offenes Land.

Von den Einzelheiten dieser Fahrt wußte sie nicht das Geringste. Sie starrte aus dem Fenster, und ihr Denken jagte rascher als der Zug. Ermattet fiel sie endlich in dumpfen Schlummer.

Mit einem Ruck fuhr sie empor. Es war dunkel geworden und der Zug keuchte durch Süd-Cornwall. Die Menschen in ihrem Abteil rafften Gepäck zusammen und legten Überkleider an. Im nächsten Augenblick hielt der Zug im Bahnhof von Penzance.

Ängstlich hastete sie dem Ausgange zu, in voller Angst, der Omnibus nach St. Fair könnte bereits angekommen sein. Sie war in Penzance unbekannt, doch war es immerhin möglich, daß der Wagenlenker sie kannte. Glücklicherweise aber war Herr Crows noch gar nicht in Sicht. Über einen kurzen Verbindungsweg erreichte sie die Landstraße, und im samtenen Schatten früher Dämmerung begann sie den Weg nach Flint House.

Sie gelangte bis an den Kreuzweg und ging nun quer durch das Moor. Vor ihr, in nicht weiter Ferne sah sie, wie turmhohe grüne Wogen in langer weißschäumender Zeile an schwarzen Felsen brachen, sah den dunklen Umriß von Flint House auf dem Gipfel zerklüfteter Klippen kleben.

Hunger und Müdigkeit drohten sie zu überwältigen, als sie fast am Ende ihres Weges war. Mit brechenden Knien taumelte sie bis an die Küchentür und drückte auf die Klinke. Die Tür war versperrt. Sie pochte laut. Wie unwirklich sah sie Frau Thalassas bleiches Gesicht aus dem Fenster nach ihr blicken, sah sie von innen zitternde Hände gegen die

Scheibe pressen, wie um sie abzuwehren. Sisily stürzte an das Fenster.

„Lassen Sie mich ein," rief sie, „ich bin es, — Sisily."

Jäh wurde das Fenster geöffnet und Frau Thalassa sah heraus wie ein kleiner grauer Geist — ein Geist mit wachsam funkelnden Augen.

„Fort — fort!" flüsterte sie bösen Blicks, „schnell! Man sucht Sie, man wird Sie fangen!"

Sisilys Herzblut erstarrte. „Wo ist Thalassa?" stammelte sie. „Rufen Sie ihn her, — sagen Sie ihm, ich sei zurückgekommen." Ihr Blick wanderte in vergeblicher Suche nach ihm durch die leere Küche.

„Er ist fort, — weggegangen!"

„Fort? O nein, nein, sagen Sie das nicht. Wohin ging er."

„Ich weiß es nicht. Er ging fort. Er kommt nicht zurück." Sie schüttelte den Kopf, bösen Glanz in den Augen. „Gehen Sie auch weg — sonst wird man Sie packen — die von der Polizei. Sie kommen jeden Abend und suchen nach Ihnen."

Sie ließ das Fenster wieder herab. Sisily sah, wie sie den Riegel vorschob. Thalassa fort! Verzweiflung griff mit eiserner Hand nach ihr. Sie blickte hinauf zum Fenster von ihres Vaters Arbeitszimmer, und ihr war, als stände der Tote dort und sähe ernsten Gesichtes kalt auf sie nieder. Sie wandte sich schaudernd. Wohin? Nirgend war Zuflucht für sie, und sie wußte, ihre Kraft reichte nicht mehr lang.

Blindlings schritt sie in die Felsen hinein, die nah dem Hause begannen. Wesenlos wanderte sie wie in einem Traum. Dann umfing sie völlige Bewußtlosigkeit und sie sank zu Boden.

Als sie wieder erwachte, war die Nacht herabgesunken und Sturm umbrauste sie. Verwundert richtete sie sich auf und sah um sich, gleichgültig gegen den Regen, der auf ihr unbedecktes Haupt fiel. Ruckweise kam die Erinnerung ihr wieder. Sie erkannte, daß sie auf der mächtigen Basaltplatte lag, die den Mondfelsen überhing. Weit unter sich hörte sie das Rauschen des Meeres, doch sie fürchtete sich nicht. Ihre Glieder fühlte sie nicht, — nur das brennende Hirn, und mit weitgeöffneten schmerzenden Augen blickte sie in die Einsamkeit, die sie umschloß.

Da, was für ein Schrei? Sie saß allein in den Klippen, oberhalb des Mondfelsen, und sie hörte das Meer zu seinen Füßen schäumen. Was aber hatte sie noch gehört? Hatte jemand ihren Namen gerufen. Noch war es dunkel. Von woher war der Schrei gekommen?

„Sisily! — Sisily!"

Wiederum der gleiche Ruf. Sie kroch näher an den Rand der Klippe und sah hinab in das Meer, sah auf den Mondfels hinunter. Die alte Legende vom ertrunkenen Liebsten kam ihr in den Sinn. War Charles tot und rief sie zu sich? Freudig wollte sie zu ihm gehen. Sie hatte ihn im Leben geliebt, — sie wollte ihn im Tode nicht verlassen. Sie umklammerte eine scharfe Felszacke und sah hinab, wo die See sich an den schwarzen Wänden des Mondfelsens brach. In Fieberglut erhob sie sich schwankend und schickte sich an, die Klippenwand hinabzuklettern.

32. Kapitel.

Der Sturm rüttelte an den Fenstern von Flint House, leise fiel Regen herab, dumpf grollte das Meer. Thalassa und seine Frau saßen in der Küche am Herdfeuer, sie mit unsteten, abwesenden Blicken, er mit gefurchten Brauen, in tiefes Sinnen versenkt. Robert Turolds Hund lag im Lichtkreis der Herdglut, und seine bernsteingelben Augen hafteten an des alten Mannes Gesicht.

Die Uhr auf dem Kamin tickte durch die Stille. Der Hund wurde unruhig und schnappte nach Fliegen, die keinen besseren Erholungsort zu kennen schienen als seine Hinterbeine.

„Hinweg! Hinweg mit Ihnen! Sie dürfen nicht herein!"

Wie der Klang einer gebrochenen Glocke schrillte Frau Thalassas Ruf durch das Zimmer, unterbrach ihres Mannes tiefe Gedanken und bewirkte, daß der Hund auf die Beine sprang. Thalassa sah ärgerlich nach ihr hin. Geheimnisvoll bewegte sie die Hände wie im Gespräch mit dem Gebilde ihrer Phantasie. Dabei bewegte sie unaufhörlich schwatzend schnell den Kopf. Ihr Mann starrte einen Augenblick lang auf dieses Spiel.

„Was treibst du da?" stieß er endlich hervor.

Zu seiner Überraschung sprang sie empor, hastete mit grotesker Lebhaftigkeit an das Fenster und gestikulierte wiederum dort ärgerlich und so beharrlich, als stünde jemand draußen.

Auch Thalassa sprang auf, trat an das Fenster und sah hinaus. Schwarz gähnte das Moor, ragten die Felsen. Kein anderer Laut, als das wimmernde Klagen des Windes und das wilde Brechen der Wellen an der Felsenwand. Er sah nach seiner Frau. Wieder hob sie abwehrend die Hände, als banne sie ein unsichtbares Schattenwesen. Sie war vollständig zerrüttet, da gab es keinen Zweifel mehr. Er mühte sich, sie an ihren Platz am Fenster zurückzuführen. Doch mit überraschender Kraft riß sie sich von ihm los und wieder klang ihre Stimme — „Gehen Sie! Gehen Sie! Hier dürfen Sie nicht her. Ich lasse Sie nicht herein. Sie sind ein böses Mädchen, Fräulein Sisily, und deshalb mag ich Sie nicht hier. Sie töteten Ihren Vater, und Sie wollen auch mich töten. Doch ich verschließe das Haus. Gehen Sie —"; schreiend schlug ihre Stimme um. Alles Blut war Thalassa zu Kopf geströmt. Ganz plötzlich verstand er — dies war kein unzurechnungsfähiges Rasen. Sisily war hier gewesen, war in ihrer Angst zu ihm zurückgekehrt, — und war fortgetrieben worden. Er wandte sich zu seinem Weibe, packte die Schwatzende und schüttelte sie heftig, als wäre sie ein ungezogenes Kind. Der Anblick war furchtbar und lächerlich, doch kein anderer als der Hund war Zeuge. Winselnd umkreiste er die beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ameise.

Skizze von Ernst Bacmeister.

Niemals, außer im Zoologischen Garten oder im Zirkus, bin ich mit Elefanten und Löwen oder anderen Größen der Wildnis zusammengetroffen. Dennoch habe ich bedeutsame Begegnisse mit Tieren im Freien genug gehabt. Aber es waren die zahmen Tiere meiner Heimat ohne Schrecknis und meist von geringer Größe. Ja, bis zu den winzigsten Lebewesen hinab, bis ins Mikroskop hinein, reichen die Mitspielenden meiner Abenteuer. Also ist eine Ameise schon ein ziemlich großer Partner, um mir bedeutsam zu begegnen.

Hier will ich erzählen, wie eine ganz gewöhnliche Allerweltameise mir zum ungewöhnlichen Erlebnis wurde.

Kurz zuvor hatte ich es allerdings nicht mit ihr allein, sondern mit ungezählten Tausenden ihresgleichen auf einmal zu tun gehabt und war, dank einer überlegenen Taktik, Sieger im Kampfe geblieben. — Übrigens ging diesem Kampf wiederum ein anderer voraus, mit weniger großen, weniger vornehmen und tapferen Gegnern, als die Ameisen sind: mit einem wirklichen, zweifellosen, gemeinen Ungeziefer — dem gleichwohl durch diese menschliche Injurie sein göttliches Daseinsrecht nicht bestritten werden soll. „Alles, was ist, ist vernünftig", versichert die Philosophie; also auch Blattläuse. Diese „vernünftigen" Wesen schmarotzen leider in einer unvernünftigen Menge, nämlich in einer solchen Unmenge an dem zarten Frühlingslaub und Knospenansatz der jungen Obstbäume, daß ich ihnen notgedrungen meine Vernunft entgegensetzen mußte, wenn sie nicht ihre eigenen Ernährer, meine Obstbäume, zugrunde richten sollten.

Der Krieg gegen die Blattläuse wurde eröffnet und führte zu der Entdeckung, daß meine Gegner durch Bundesgenossen unterstützt wurden. Ameisen, große, schwarzbraune Waldameisen, waren diese gefährlichen Helfer der Läuse. Nicht uneigennützige, denn sie stritten wider mich für ihre gehorsamen „Melkkühe", die den ausgesogenen Saft der jungen Blätter und frischen Triebe in ihrem geschwollenen Leibe zu süßem Saft verwandelten und von den Fühlern ihrer Helfer „gekitzelt" willig hergaben. Dafür trugen die Ameisen sie von einem Baum zum anderen hinüber, auf immer neue Weideplätze. — Gelesen hatte ich irgendwann schon von dieser Lebensgemeinschaft, sonst wäre ich wohl langsamer hinter das Machtgeheimnis meiner lausigen

Feinde gekommen. Nun hatte ich sie also entdeckt, die zähen „Ursächer", die auch bereits befreite Bäume immer wieder mit dem Schaden beluden. Und mein gärtnerischer Kampfeseifer richtete sich gegen sie.

Freilich schade! dachte ich. Der mächtige Ameisenhaufen auf der Gartenwiese, dieser wimmelnde Berg von Leben, war mir ein stolzes Besitztum für sich gewesen. Oft hatte ich dabei gestanden und dem übereifrigen und scheinbar so ziel- und zwecklosen Treiben zugesehen, dem dann doch ein wohlgeordnetes entwuchs.

Mit Töpfen voll kochenden Wassers kam ich aus der Hütte und goß sie über das Gewimmel aus. Tausende wurden verbrüht und nochmals Tausende. Aber das half zu nichts. Ungemindert wuchs das Gewimmel aus der Tiefe des Haufens nach. Der Berg voll Leben blieb ungeschwächt lebendig. Noch stand der Sieg bei meinen Feinden.

Ich ließ ihnen den Sieg einige Tage und überlegte. Dann ging ich von neuem vor. Ich störte das trockene Gemülm des Haufens, aus Tannennadeln, Sandkörnchen und Holzbröckchen, in milliardenfältiger Mühe zusammengehäuft und zum „Bau" geordnet, mit einem Stocke jäh auseinander, goß Petroleum in das aufgewühlte Loch, steckte Papier dazu und zündete an. Ein tüchtiges Feuer loderte auf. Wild jagten die Ameisen rings um die Brandstätte durcheinander, immer neue Scharen drangen aus den freigelegten Gängen hervor, richteten sich gegen die Flammen ruckweise in ihre Kampfstellung und stürzten sich zu Hunderten mit verzweifelter Tapferkeit in die Flammen, als ob sie ein Feind seien, den man zerbeißen könnte.

Myriaden verbrannten, und der Brand fraß sich tiefer in den Bau hinein. Tagelang rauchte es aus ihm heraus, während der Berg langsam in sich zusammensank. — Und dennoch erschien das Heer der Unzähligen ungeschwächt. In gleicher Dichte wie zuvor liefen sie ihre Pfade zu den Bäumen hin und her, indes Tausende tätig waren, den zerstörten Haufen neu zusammen zu tragen. Unter die Erde hinab schien der Bau unversehrt zu sein.

Da gab ich mich für den Sommer besiegt und bekämpfte nur noch die Läuse selber.

Aber mein Gärtnerwille wollte die Heilung gründlich haben. Als der Winter kam und die Kälte die Ameisen in ihren Bau tief hinein und in ihren langen Schlaf hinab getrieben hatte, also daß sie vollzählig und ihrer Schlafstarre unentrinnbar meinem Angriff preisgegeben waren: da machte ich mich mit einem Spaten herzu und grub den Bau auf und sah sie, in schwarzen Klumpen bewegungslos in ihren Gängen und Höhlungen beisammenliegen. Und ich nahm die Schlafenden auf den Spaten und schleuderte sie in den kalten Schnee hinaus, Wurf um Wurf Zehntausende, und grub den ganzen Bau gründlich aus und vertilgte das gewaltige Werk.

Ich unterließ aber, indem ich dieses tat, mich darüber zu besinnen. Meinen Spaten trieb die Nützlichkeit. Nur meine Hände gruben. Geist und Gewissen waren wohlweislich abgestellt.

Dies geschah in der stadtfernen Einsamkeit, in der ich wohnte. — Ein wenig später, in den Weihnachtstagen, befand ich mich in einer großen Stadt, wo die Menschen wie die Ameisen wimmelten. Ich war zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Der Christbaum brannte. Man war beim Nachtisch. Das Gespräch lief verstandeseifrig und wissenshart durch den weichen und seelenvollen Schimmer der Kerzen und prunkte männisch vor den Ohren der schweigenden Frauen. Meine schöne Tischnachbarin reichte mir lächelnd einen herrlichen goldgelben Apfel aus der Fülle der silbernen Schale: „Zur Belohnung! Weil Sie uns schweigen helfen." — Ich freute mich der geistreich begründeten Gabe und dankte der Schenkerin: „Ich will ihn auf Ihr Wohl verzehren, in stummer Andacht, mit Schale, Stiel und Kern und allem." — „Wohl bekomm's!" lachte die Schöne.

Nun zerschnitt ich den Apfel, gerade hindurch, von der Kelchnarbe oben zum Stiel hinunter. Da lag in einer der beiden Hälften, oben unter der Kelchnarbe, in einer kleinen bräunlichen Höhlung, von der ein feiner, kurzer Gang zur Narbe hinaus führte, sauber wie ein Präparat, aber lebendig, eine einzelne schwärzliche Waldameise, eben von jener Art, wie ich in meinem fernen Garten ein ganzes Volk vernichtet hatte! Sie merkte die Veränderung ihrer Schlafstätte, erwachte und rührte sich und kroch langsam aus ihrer Höhlung auf die Schnittfläche des Apfels heraus.

Ich sah ihr zu.

Als Macbeth das Gespenst des ermordeten Königs Duncan am Tisch erblickte, erschrak er sehr. — Dieses einsame Tierchen war keine Vision, sondern von schlichter, lebendiger Wirklichkeit, — und war ja auch nur eine Ameise. Aber betroffen machte mich die unerwartete Erscheinung doch und weckte in mir eine Erinnerung: Mord; wenn auch nur an ermordete Ameisen. Dennoch! Wer sandte mir diese? War es nur ein Zufall, der mir diese Mahnung an meine kalte Grausamkeit im warmen Kerzenschein der Liebe so seltsam, ja als ein wahres Wunder, gegen die Gesetze der Natur, in die Hände spielte! Wann je verlor sich eine Ameise endgültig in den Winter hinein von ihrem Bau? Woher nahm sie, die der Instinktgemeinschaft Entglittene, die individuelle Intelligenz, so eigentümlich zu überwintern? — Fragen für die Wissenschaft. Aber dann der Weg — von woher? — bis in die Fruchtschale und durch die Hand und den Einfall der schönen Frau zu mir. Gerade zu mir!

Ein Geheimnisvolles grüßte mich. Eine mysteriöse Neckerei, die ich notwendig für mehr nahm.

Meine Nachbarin sah die Ameise und schlug lachend Lärm: die müsse ich nun aber auch mit verzehren, wenn ich ein Kavalier sei. Die Gesellschaft erfuhr den Fall und trat ihr bei. Die Hausfrau erbot sich, die Ameise in der Küche schmackhaft zubereiten zu lassen.

Ich aß sie nicht. — „Il y aura un de moins", murmelte Napoleon, der große Menschenvernichter, als er einen einzelnen verwundeten Russen, vorüberfahrend, vom Felde aufnahm und seinem Leibarzt übergeben ließ, daß er ihn rette. So rette ich diese einzelne Ameise bewußt vom zugedachten Tode, nachdem ich eine halbe Million ihresgleichen mochte vernichtet haben, ohne mir etwas dabei zu denken. — Ich setzte das aufgelebte Tierchen in den Christbaum, wo es sich im Lichtglanz zwischen Nadelgrün und künstlichem silbernen Glitzerschnee wie ein gütiges Märchen verlor.

Poschnowitz.

Poschnowitz wohnt im vierten Stock, gleich unter dem Dach. Dr. med. Kalthammer wohnt im ersten Stock. Poschnowitz hat einen Sprachfehler. Dr. med. Kalthammer hat eine ausgedehnte Praxis.

Also da passiert neulich denn folgendes:

Poschnowitz rast die Treppen hinunter. Saust in das Wartezimmer Dr. Kalthammers. Stürzt auf die Sprechzimmertür zu.

„Halt!" ruft das Fräulein. „Immer der Reihe nach!"

Poschnowitz bekommt einen roten Kopf.

„F—f—f—fräulein", stottert er. Aber das Fräulein drückt ihn auf einen Stuhl.

Da öffnet sich die Sprechzimmertür. Ein Patient kommt heraus. Poschnowitz springt auf, rennt das Fräulein über den Haufen und ist endlich bei Dr. Kalthammer.

„Nanu", fragt der Doktor, „was ist denn los?"

„Herr D—d—doktor", stottert Poschnowitz. Aber es ist schon schlimm mit ihm. Kein Wort bringt er mehr heraus.

„Sie sind erregt", beruhigt ihn Dr. Kalthammer. „Wo fehlt es denn? Zeigen Sie die Zunge!"

Poschnowitz zeigt die Zunge. Sie ist blank und rot.

„Ziehen Sie sich aus!"

Aber Poschnowitz will nicht. Sein Kopf glüht. „Der M—m—mi—", sagt er, „der M—m—mi—"

„Ausziehen!" schreit da Dr. Kalthammer, Oberstabsarzt außer Dienst.

Und Poschnowitz, früher Musketier in Preußen, zieht sich aus.

Dr. Kalthammer beklopft und behorcht ihn. Poschnowitz zieht sich in wilder Hast wieder an.

„M—m—mi—, M—m—mi—", stotterte er.

„Mi? Was zum Teufel ist mit Mi?" fragt der Arzt. „Wenn Sie nicht reden können, dann singen Sie! Sie wissen doch, daß Ihr Sprachfehler beim Singen nicht zum Ausdruck kommt!"

Da atmet Poschnowitz wie erlöst auf. Er stellt sich in Positur, und nach der Melodie von „Stille Nacht, heilige Nacht" singt er:

„Den Mi—hinimax! Den Mihinimax! Der Da—achstuhl brennt, der Da—achstuhl brennt!"

Hans Riebau.



Bunte Chronik



* **Der größte Diamant der Welt wird gesucht!** Seit dem Jahre 1905 befindet sich die Welt auf der Suche nach ihrem größten Diamanten. Ein einziges Mal ist er in Südafrika aufgetaucht, durch unglückliche Umstände aber wieder nach kurzer Zeit verschwunden, und niemand weiß, wer der Besitzer dieses wertvollen Objektes ist. In der Nähe von Pretoria wurde im Jahre 1905 ein Riesendiamant im Umfang von elfeinhalb Zoll gefunden. Ein Stein von ähnlichen Dimensionen und Gewicht war bis dahin noch nicht entdeckt worden. Man gab dem Edelstein den Namen Cullinan. Bei der genauen Untersuchung des wertvollen Fundes machte man aber noch eine ganz staunenerregende Entdeckung. Der gefundene Diamant stellte nämlich nur die eine und zwar anscheinend kleinere Hälfte eines überdimensionalen Edelsteins dar! Selbstverständlich begann nun sofort ein eifriges Suchen nach der anderen Hälfte, doch trotz Aussetzung enormer Geldprämien von seiten der glücklichen Minenbesitzer blieb alles vergebens. Einige Jahre später schwirrte in Johannesburg das Gerücht umher, ein Eingeborener hätte die bewußte Hälfte des Diamanten gestohlen, und es sei bereits einem Engländer gelungen, den Dieb zu finden und den Stein zu besichtigen. Für die Herausgabe des Steins verlangte der Eingeborene die Summe von tausend Pfund in Gold, die der andere auch sofort bewilligte. Man verabredete sich in einem Gehölz, wo das Geschäft erledigt werden sollte. Während der Verhandlung wurde der Eingeborene aber plötzlich mißtrauisch und rannte mit dem Stein wieder davon. Der Engländer konnte die Verfolgung nicht aufnehmen, da er tagsdarauf wegen Mordes angeklagt und bald darauf hingerichtet wurde. Sein Geheimnis über den Besitzer des gesuchten Diamanten nahm er mit sich ins Grab. Nun haben sich erneut zwei Männer auf die Suche nach dem halben Diamanten gemacht und es sich zum Ziel gesetzt, entweder den kostbaren Edelstein herbeizuschaffen oder darüber zugrunde zu gehen.

*

* **Schlangenriecher.** Zu den eigenartigsten Berufen in Indien gehört wohl der der Schlangenriecher, deren Vertreter sich damit beschäftigen, mit Hilfe ihres ungemein entwickelten Geruchsinnes die Schlupfwinkel der Schlangen aufzuspüren und diese zu fangen. Mit Körben oder Säcken sowie einer Anzahl fester Stricke ausgerüstet, begibt sich der Schlangenriecher in diejenigen Gegenden, in denen viele Schlangen vorkommen. Am Geruch, der den Löchern dieser Reptilien entströmt, erkennt der Schlangenriecher sofort, ob das betreffende Loch besetzt ist und macht sich dann daran, das Tier auszugraben. Als Zeit für seine Arbeit wählt der Schlangenriecher stets die frühen Morgenstunden, weil um diese Zeit die Schlangen in einer leichten Kältestarre liegen und daher in ihrer Widerstandsmöglichkeit gehemmt sind. Da es sich jedoch sehr häufig um außerordentlich gefährliche Giftschlangen handelt, so gehört auch sehr viel Sicherheit, Mut und Geschicklichkeit dazu, um ein solches Tier in dem mitgebrachten Behältnis zu verstauen und kunstgerecht zu verschnüren.



Lustige Rundschau



* **Wahrsagerin.** „Ich sehe in Ihrem Bekanntenkreise, gnädige Frau, einen hübschen Herrn: dunkel . . ." — „Nein, er ist blond;" — „Ausreden lassen — dunkel sein Abendanzug, blond sein Haar."

*

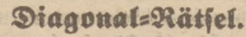
* **Kindermund.** Hänschen: „Oh, sieh mal, Mutti, der Affe sieht genau so aus wie Onkel Theodor!" — **Mutter:** „Aber Hänschen, so was sagt man aber doch nicht." — Hänschen: „Ach was, Mutti, der Affe versteht das ja doch nicht!"

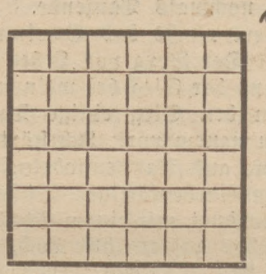


Rätsel-Ecke



Diagonal-Rätsel.





Die Wörter: Radler, Beryll, Kollin, Borneo, Nornen und Benzol sind in anderer Reihenfolge in obiges Quadrat zu schreiben. Bei richtiger Lösung nennen die durch Hände bezeichneten Diagonalreihen zwei Weltstädte.

*

Zusammenstell-Aufgabe.

Lena Gern
Karl Nieten
empfehlen sich als Verlobte

Durch Umstellung der Buchstaben von Vor- und Zunamen kann man die Vaterstädte des jungen Brautpaares finden.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 240.

„Der entzifferte Liebesbrief":

5 Mai 1929.

Liebe Anna!

Die Stunde ist gekommen! Alles ist zur Flucht bereitet! Ich erwarte Dich um 10 Uhr vor der Oper!

Auto steht bereit!

1000 Kuesse!

Dein

Bubi.

Die Geheimschrift bestand darin, daß der Schreiber des Briefes immer den nächstfolgenden Buchstaben aufs Papier brachte. (A-B, N-O, T-U usw.) Die Zahlen, die im Briefe mit Buchstaben in Verbindung standen, bildeten Anhaltspunkte, die zur Entzifferung führten.

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Die Reime des Sinngedichtes von Otto Promber lauten: hetzen, setzen, Haus, aus, lein, sein.

*

Rätsel.

k in des unter Schiebung

= Kindesunterschiebung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.